

## Ein Gespräch mit Christoph Zink\*

María L. Barbero\*\*

**María Barbero:** Wann haben Sie angefangen, als Lexikograph zu arbeiten, und wie sind Sie dazu gekommen?

**Christoph Zink:** Ich bin ausgebildeter Arzt, und mein Spezialgebiet ist die Epidemiologie. Für dieses Fach gibt es in der Literatur fast dreißig verschiedenen Definitionen, deshalb bezeichne ich mich lieber als „Facharzt für Grundsatzfragen“, denn das beschreibt die Funktion des Epidemiologen am besten: Er betrachtet die Medizin und ihre Patienten von außen und sorgt durch Beschaffen und Bewerten von Zahlen und Fakten dafür, dass das Wissen der Medizin —wenigstens dem Grundsatz nach— möglichst wirksam eingesetzt wird.

Ich habe mich zunächst mit Forschung zu Prävention und Versorgung befasst und war dann beteiligt an der Entwicklung der ersten toxikologischen Datenbanken in Deutschland. Da war es für mich eine naheliegende und sehr faszinierende Aufgabe, ab 1982 die Nachfolge des damals schon über 80-jährigen Willibald Pschyrembel anzutreten und im Verlag Walter de Gruyter eine Wörterbuchredaktion aufzubauen, die seitdem das „Klinische Wörterbuch“ —und einige weitere Fachwörterbücher— in regelmäßigen Abständen neu publiziert.

**M. B.:** De Gruyters „Pschyrembel“ Wörterbücher sind wohl bekannt unter den deutschsprachigen Übersetzern im medizinischen Bereich, so möchte ich die Gelegenheit nicht verpassen, jemanden zu fragen, der so viel mit deren Entstehung zu tun hat: Was macht sie so besonders?

**C. Z.:** Das „Klinische Wörterbuch“ ist in der deutschsprachigen Medizin der älteste bis heute verlegte Titel und bei weitem das verbreitetste Nachschlagewerk. Seine erste Auflage erschien im Jahr 1894 als „Wörterbuch der medizinischen Kunstausdrücke“ von Otto Dornblüth, aber schon die zweite Auflage (1901) trug den heutigen Titel. Nach dem Begründer und zwei weiteren Herausgebern war Professor Pschyrembel fünfzig Jahre lang (1932 bis 1982) Herausgeber zahlreicher Fassungen, und unter seiner Verantwortung wuchs aus dem schmalen Band ein Buch mit heute gut zweitausend Seiten, das weiterhin allgemein „der Pschyrembel“ genannt wird.

**M. B.:** Ist die Lexikographie nicht ein zu wenig anspruchsvolles Gebiet für einen spezialisierten Naturwissenschaftler? Fühlt sich nicht ein Arzt in der Rolle eines „Wörterbuchmachers“ wie der arme Verwandte eines praktizierenden Arztes?



Die Ausgaben des „Klinischen Wörterbuchs“, 1894 bis 1944 (vorn) und 1951 bis 2007 (hinten).  
© photopolis.de/Georgios Anastasiades

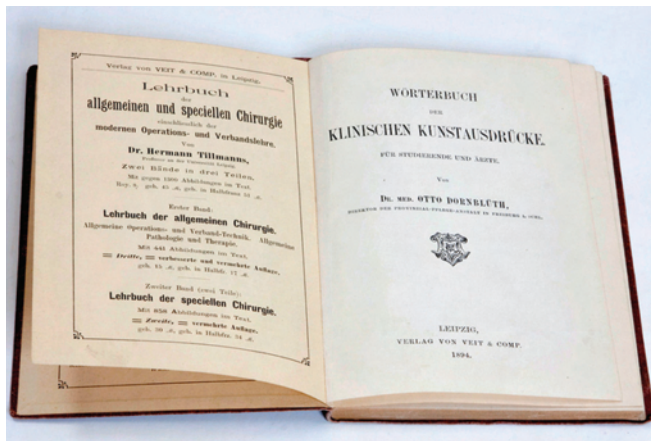


Die erste Ausgabe (1894).  
© photopolis.de/Georgios Anastasiades

**C. Z.:** Ich finde, überhaupt nicht! Unser Wörterbuch war immer ausdrücklich ein „klinisches“ Buch, und das bedeutet, dass es in engem Kontakt mit der praktischen Medizin zu entstehen hat. Willibald Pschyrembel war Gynäkologe, Leiter einer

\* Lexikograph. [christoph.zink@snafu.de](mailto:christoph.zink@snafu.de). V. pp. 355-356.

\*\* Fachübersetzerin, Leiterin der Zeitschrift *La Linterna del Traductor*. [barbero@emepunto.com](mailto:barbero@emepunto.com).



Titelblatt der ersten Ausgabe (1894). © photopolis.de/Georgios Anastasiades

Klinik und Hochschullehrer, für ihn lag es sehr nahe, sich der Vermittlung praktischen Wissens zu widmen. Aber auch für mich steht fest, dass gerade der fernere Blick des Epidemiologen in der Praxis sehr nützlich sein kann, um aktuelles Wissen zu sichten und verfügbar zu machen. Ich empfinde jedenfalls das Verfassen von Wörterbüchern als notwendigen —und also ganz gleichwertigen— Beitrag zur Gesundheit: Sie helfen Missverständnisse zu vermeiden und sorgen für bessere Verständigung zwischen den Ärzten verschiedener Fachgebiete, zwischen Ärzten und anderen im Gesundheitswesen Beschäftigten, und zwischen Ärzten und ihren Patienten. Gerade der letzte Aspekt ist für die Psyhyrembel-Wörterbücher bedeutsam, denn sie werden von medizinischen Laien —vor allem von Menschen mit chronischen Krankheiten— sehr häufig verwendet, um klinische Sachverhalte oder zu knappe Erklärungen ihrer behandelnden Ärzte besser zu verstehen.

**M. B.:** *Ein Fachwörterbuch bietet meistens ein breites Spektrum in einem Wissensgebiet, vertieft aber gleichzeitig Themen, die nicht allseits verstanden werden. Braucht man dann, um so ein Wörterbuch zu schreiben, ein hochspezialisiertes Wissen oder eher ein gutes Allgemeinwissen? Muss ein Wörterbuch immer aus der Zusammenarbeit mehrerer Personen entstehen, oder gibt es auch gute von einer einzelnen Person geschriebene Wörterbücher?*

**C. Z.:** In spezialisierten Teilgebieten können natürlich auch Einzelne nützliche Wörterbücher verfassen, aber Wörterbücher zu einem komplizierten und in weiten Teilen multidisziplinären Wissensgebiet, wie es die Medizin geworden ist, bedürfen immer zahlreicher Mitwirkender. Nur die sehr frühen Auflagen des „Klinischen Wörterbuchs“ wurden von jeweils einem Autor alleine verfasst, Willibald Psyhyrembel nennt 1942 erstmals 21 Kollegen, die zur neuen Auflage beigetragen hatten, und ihre Zahl wuchs danach stetig. Bis heute stützt sich die Redaktion in weiten Teilen auf die Vorarbeit externer Fachberater — und doch sollte immer die endgültige Formulierung der Texte und ihre Einordnung in das Ganze des Wörterbuchs einer kleinen erfahrenen Redaktion überlas-

sen bleiben, denn nur sie hat zum einzelnen Text die nötige Distanz, um dem Ganzen des Buchs gerecht zu werden.

**M. B.:** *Warum finden Sie diese Distanz so wichtig?*

**C. Z.:** Es liegt an der Art der Information, die Wörterbücher enthalten sollten, denn sie sollten ja nicht einfach verzeichnen, welches Wissen zu einem Sachverhalt vorliegt, sondern sie sollen zu diesem Sachverhalt vor allem erklären, was Leser voraussichtlich darüber wissen möchten. Wörterbücher, wie ich sie verstehe, sollen **Antworten auf antizipierte Fragen** enthalten, ihre Verfasser müssen deshalb für jedes einzelne Werk eine möglichst konkrete Vorstellung davon entwickeln, welche Menschen in welchen Situationen ihr Buch benutzen werden. Je besser sie sich auf deren Wünsche einstellen lernen, um so nützlicher werden ihre Texte am Ende sein.

Ich finde dies die zentrale und schwierigste Aufgabe für Lexikographen, denn sie verlangt von ihnen, sich selbst nicht als allwissende Belehrer zu verstehen, die den anderen eine Wissenschaft erklären, sondern im Gegenteil als ausdauernd Lernende —gewissermaßen als „ewige Studenten“—, die zunächst der Wissenschaft sinnvolle Fragen stellen, dann diese Fragen zu beantworten lernen und schließlich nützliche Antworten geben. Dies ist zugleich das Faszinierende an der Lexikographie, denn es erfordert einen ständigen Wechsel der Perspektive, um die Erklärungsbedürfnisse der Spezialisten in Einklang zu bringen mit dem Erklärungsbedarf eines breiteren wissenschaftlichen Publikums — und ich bin mir sicher, dass dafür eine solide wissenschaftliche Allgemeinbildung wichtiger ist als jedes spezifische Fachwissen.

**M. B.:** *Wie kann man das lernen?*

**C. Z.:** Ich denke, man lernt es, indem man sich dieser Aufgabe in der täglichen Arbeit bewusst bleibt und mit den eigenen Texten selbstkritisch umgehen lernt. Mir hilft aber auch, Gespräche zu führen über das Thema des jeweiligen Wörterbuchs, denn im Dialog mit anderen Menschen wird vieles klarer als beim einsamen Nachdenken in der Redaktion. Beim „Klinischen Wörterbuch“ saßen wir Redakteure täglich mindestens zwei Stunden zusammen, um unsere Arbeit zu koordinieren und uns einzelne gerade bearbeitete Themen gegenseitig zu erklären. Das erscheint auf den ersten Blick vielleicht umständlich, aber es hat unsere Texte deutlich verbessert. Auch sonst habe ich mir angewöhnt, anders als die Mehrheit meiner Arztkollegen, nicht zu seufzen und die Augen zu verdrehen, wenn mir jemand sagt: „Sie sind doch Arzt — ich hätte da mal eine Frage ...“ — sondern genau zuzuhören und dann möglichst verständlich zu antworten. Mir helfen solche Gespräche erheblich, an einzelnen Beispielen den Erklärungsbedarf gerade der Laien unter meinen Lesern besser verstehen zu lernen.

In ähnlicher Weise hat es sich beim „Klinischen Wörterbuch“ bewährt, die Leser ausdrücklich um Kommentare zu bitten und jede Rückmeldung als wichtiges Beispiel ernst zu nehmen. Schon den früheren Ausgaben des Wörterbuchs lag eine Postkarte bei, auf der Leser dem Herausgeber mitteilen

konnten, wenn sie Begriffe vermisst oder Fehler gefunden hatten, und wir behielten das Prinzip bei, indem wir am Ende der Bände entsprechende Vordrucke einhefteten. Wir erhielten so nicht nur fast täglich nützliche Hinweise, sondern wir standen, da wir solche Nachrichten immer mit einem kurzen Brief beantworteten, in lockerem Kontakt zu einer wachsenden Zahl von Lesern und verbesserten so allmählich unsere Vorstellung davon, wer unsere Texte eigentlich liest.

**M. B.:** *Sie haben vorhin die „Einordnung der Texte in das Ganze des Wörterbuchs“ erwähnt: wie wichtig ist es, aus Ihrer Sicht, dass die Einträge untereinander immer eine rationale Verbindung haben? Schließt diese rationale Verbindung das Prinzip einer stilistischen Verbindung ein?*

**C. Z.:** Natürlich geht es beim Verfassen von Wörterbüchern zunächst um das schlichte Erzeugen von Masse: Viele Einzelstücke sind nötig, und sie können durchaus von verschiedenen Autoren verfasst sein. Das aber ist aber immer nur der erste Schritt, denn anschließend muss jedes einzelne Teil so weiterbearbeitet werden, dass es zusammen mit den übrigen ein in sich geschlossenes Ganzes ergibt. Die Auswahl der Stichwörter und Entscheidungen über den Inhalt der Texte sollten deshalb nach klaren Regeln durch einige wenige Bearbeiter erfolgen, die das Gesamtwerk genau kennen. Nur so können Redundanzen, Widersprüche und Lücken bestmöglich vermieden und zwei Ziele erreicht werden, die ich für die Nützlichkeit von Wörterbüchern entscheidend finde:

Zum einen die **Gleichmäßigkeit der Erschließung:** Ein Wörterbuch sollte sein Thema in allen Bereichen mit ungefähr gleichem Grad der Detaillierung und mit konstantem Vokabular beschreiben, das heißt, die Leser sollten nicht merken, welches Spezialgebiet die Redakteure studiert haben.

Und zum anderen die **Vorhersehbarkeit des Inhalts:** Ein Wörterbuch sollte den Lesern im Lauf der Zeit ein Gefühl dafür vermitteln, welche Stichwörter und welche Inhalte sie in ihm finden. Auch dies kann nur gelingen, wenn das Buch sprachlich und inhaltlich nach einheitlichen Kriterien und durch wenige Verfasser bearbeitet wird.

**M. B.:** *Welche weiteren allgemeinen Merkmale sollten für Sie „gute“ Wörterbücher haben?*

**C. Z.:** Neben den beiden genannten Forderungen —nach Gleichmäßigkeit der Erschließung und nach Vorhersehbarkeit des Inhalts— sollten drei weitere erfüllt sein:

Erstens sollte der Inhalt **„richtig“** sein. Das erscheint selbstverständlich, aber es bedeutet bei Wörterbüchern nicht nur, dass ihr Inhalt durch wissenschaftliche Quellen belegt werden kann, sondern es bedeutet —vor allem, wenn diese Quellen, wie bei den meisten Wörterbüchern, nicht einzeln zitiert werden—, dass ihr Inhalt sich auf den unumstrittenen Kern des Wissens beschränken sollte, während kontroverse Aspekte nur zurückhaltend eingebracht und dann ausdrück-

lich als solche benannt werden sollten. Wörterbücher sollten nur verzeichnen, was bei der Mehrheit der Leser nicht auf begründeten Widerspruch stößt: das konsensfähige Wissen zum jeweiligen Sachverhalt. Dagegen halte ich Wörterbücher für ganz ungeeignet als Plattform für Fachdebatten oder Revierstreit zwischen Spezialisten. Diese Regel mag manchen wie Feigheit der Lexikographen erscheinen, aber durch solche Vorsichtsmaßnahmen gewinnen ihre Bücher erheblich an Glaubwürdigkeit, und nur so kann beim Leser allmählich Vertrauen zum Inhalt der Texte entstehen.

Zum zweiten sollten Wörterbücher hinsichtlich der Auswahl der Einträge und deren Erklärungen **„schön“** sein. Ich weiß, dieser Begriff erscheint wenig konkret, aber er umfasst eben mehrere vor allem mit dem Gefühl bestimmbare Qualitäten: Wörterbücher sollten eine möglichst einfache Sprache wählen, damit sie leicht zu lesen und zu verstehen sind; sie sollten Begriffe verwenden, die niemanden diskriminieren; und sie sollten darauf achten, auch in ihrer äußeren Form, in Typographie und Layout, das Finden und Lesen so einfach wie möglich zu machen.

Von der dritten Eigenschaft „guter“ Wörterbücher schließlich war schon die Rede, denn sie sollen **„nützlich“** sein für beide Seiten, zwischen denen sie vermitteln: nützlich einerseits für das dargestellte Wissensgebiet, indem sie dessen Terminologie abbilden, bewerten und weiter entwickeln; und nützlich andererseits für die Leser, indem sie deren Fragen möglichst einfach, verständlich und ausreichend zu beantworten versuchen.

**M. B.:** *Können Sie mir die Kriterien nennen, aufgrund derer die Begriffe für das Wörterbuch ausgesucht werden? Wer legt diese Kriterien fest? Der Verlag oder die Autoren?*

**C. Z.:** Das hängt ganz von der Aufgabe des Wörterbuchs ab, also **wer** mit Hilfe des Wörterbuchs **was genau** besser verstehen soll. Wörterbücher sind zwar immer Abbilder eines Ausschnitts der Wirklichkeit im Spiegel der Begriffe, die in der Praxis verwendet werden, um diese Wirklichkeit zu beschreiben. Aber **wie** ein Wörterbuch dies am besten erreicht, hängt sehr davon ab, **durch wen** das Buch **wofür** benutzt werden soll.

**Sprachwörterbücher** zum Zweck der Übersetzung zum Beispiel werden in den meisten Fällen um so nützlicher sein, je mehr verschiedene Begriffe sie enthalten, je mehr Beispiele sie geben oder je genauer sie Sprachschichten differenzieren — während für **Sachwörterbücher** wie das „Klinische Wörterbuch“ die einfache Beziehung „je dicker, desto besser“ nicht gilt: Solche zum Zweck von Wissensvermittlung und besserer Verständigung verfasste Bücher werden unter ganz verschiedenen Umständen benutzt, sie müssen handhabbar bleiben und können schon deshalb immer nur eine Auswahl der denkbaren Stichwörter und Informationen enthalten.

Professor Pschyrembel hat hierzu einmal sinngemäß gesagt: „Meine hauptsächliche Aufgabe ist das Wegwerfen!“ Er meinte damit zwar einerseits, dass der Verlag leider, aus Gründen der Herstellbarkeit und Verkäuflichkeit des Buchs, die Seitenzahl stets eng begrenzte und deshalb zahlreiche

Texte der Mitverfasser im Papierkorb des Herausgebers enden mussten. Aber er drückte damit auch aus, dass er als seine Aufgabe sah, in der klinischen Terminologie immer wieder aufs Neue für Ordnung zu sorgen und für jede Auflage neu zu entscheiden, welche vorhandenen und welche neuen Begriffe aus einer jedesmal neuen Sicht „erforderlich“ oder „entbehrlich“ schienen.

Dieses „Wegwerfen“ ist schwierig und doch ganz unerlässlich: Einerseits, weil ein Wörterbuch weder neue Begriffe unbedingt sogleich verzeichnen, noch unüblich gewordene Begriffe auf ewig erhalten sollte. Andererseits aber, vor allem, weil die Verfasser von Sachwörterbüchern in der Terminologie die scholastische Sparsamkeitsregel durchsetzen sollen, die man auch „Ockhams Rasiermesser“ nennt: — **„Entia non sunt creanda sine necessitate!“** („Keine überflüssigen neuen Begriffe!“) — Sachwörterbücher sollen jeden einzelnen Sachverhalt in nur einem Eintrag benennen und erklären, während sie alle weiteren Benennungen höchstens als Synonyme verzeichnen und allenfalls erklären, warum sie die eine Benennung bevorzugt verwenden.

**M. B.:** *Ein Fachwörterbuch ist, so wie Sie es verstehen, ein wissenschaftliches Werkzeug. Könnte man sagen, dass ein Wörterbuch auch zur Entwicklung einer Wissenschaft beiträgt? Oder ist es nur eine strukturierte Ansammlung bereits bekannten Wissens? Legt ein Wörterbuch neue Begriffe fest, oder spiegelt es nur die bereits Existierenden?*

**C. Z.:** Wie schon gesagt: Lexikographen sind in vielerlei Hinsicht das Gegenteil von Sammlern! Sie müssen vor allem unter den vielen Begriffen, die ihnen begegnen, diejenigen auswählen, die am besten geeignet erscheinen, um den betrachteten Ausschnitt der Wirklichkeit redundanzfrei und möglichst gleichmäßig zu beschreiben. Aber auch in den Erklärungen sind viele Entscheidungen zu treffen, die das entstehende Ganze prägen, zum Beispiel zu Länge und Aufbau der Texte, zu den Verbindungen mit anderen Stichwörtern und zu Ergänzungen der Texte durch Tabellen und Abbildungen. Diese Freiheit der Gestaltung ist natürlich das Schöne und Spannende an der Lexikographie, aber sie bedarf einer sorgfältigen Kontrolle, damit die eigenen wissenschaftlichen Hobbys sich im Buch nicht breit zu machen beginnen.

Aus diesen Gründen sind Wörterbücher jedenfalls nicht bloße Abbilder eines Wissensgebiets, sondern die Beschreibungen der einzelnen Sachverhalte, die Ordnungen und Verbindungen, die das Wörterbuch herstellt, wirken auch auf das beschriebene Gebiet zurück. Wörterbücher sind insofern durchaus aktiv beteiligt an der Entwicklung einer Wissenschaft – und sei es durch ihren Einfluss auf Wortverwendung und Orthographie. In der klinischen Medizin finde ich zum Beispiel wichtig, dass zumindest alle Krankheitsbilder auch eine deutsche Bezeichnung haben, damit es Patienten nicht passiert, dass ihr Arzt ihnen ihre Krankheit nur auf Englisch erklären kann. Und schließlich haben Wörterbücher nicht selten neue Begriffe vorzuschlagen, zum Beispiel Sammelbezeichnungen für Sachverhalte, die in verschiedenen Zweigen der Wissenschaft unterschiedlich benannt werden — „Kreuzungen“, „Zwischenetagen“ der Terminologie, die die oft nur

historisch erklärende Komplexität der Wissenschaftssprache wieder zusammenführen und einfacher machen.

**M. B.:** *Warum sind die Verweise unter den verschiedenen Stichwörtern so wichtig?*

**C. Z.:** Der inhaltliche Grund ist, dass solche Verbindungen —also Verweise auf andere Stichwörter oder Vergleiche mit anderen— die Nützlichkeit der Texte verbessern, denn die meisten Informationen erhalten erst im Zusammenhang ihren Sinn. Verständnis für einen Sachverhalt entsteht, wenn er nicht nur für sich beschrieben, sondern auch eingeordnet ist in das übrige Wissen, wenn man auch erklärt, in welchem Verhältnis er zu anderen Sachverhalten im Wörterbuch steht und an welchen Stellen im Buch sich weitere Informationen finden.

Und der formale Grund ist, dass solche Verbindungen die „Schönheit“ verbessern, indem sie —als Stichwortverweise— die Wortverwendung im Wörterbuch klären und indem sie —als Textverweise— Platz sparen helfen, Wiederholungen vermeiden und so die Übersichtlichkeit des Buchs verbessern.

Dabei erscheint mir sehr wichtig, dass solche Verbindungen überlegt hergestellt werden. Es nützt nur wenig, wenn in den Texten alle Begriffe markiert sind, die im Buch irgendwie erklärt sind, sondern solche Hinweise sollte man nur geben, wenn sie zum Verständnis tatsächlich beitragen und es sich für die Leser lohnt, ihnen zu folgen.

**M. B.:** *Welche Quellen verwendet ein Lexikograph beim Verfassen eines Wörterbuches? Wie wählt er seine Quellen aus?*

**C. Z.:** Auch dies hängt sehr von der Art des Wörterbuchs ab, aber allgemein kann man wohl so sagen: Wörterbücher sind so aufwändig produzierte Literatur, dass ihr Inhalt eine möglichst lange Haltbarkeit haben sollte. Ich finde es deshalb nicht sinnvoll, in aktuellen Zeitschriften nach neuen Begriffen zu jagen, sondern ich konzentriere mich meist auf die Begrifflichkeit neuerer Lehrbücher — deren Wortschatz zu ordnen und zu erklären ist schwierig genug!

Außerdem hängt die Wahl der Quellen natürlich von der Fragestellung ab: Will man zum Beispiel einen vorhandenen Stichwortbestand aktualisieren, ist die wichtigste Quelle zu meist ein Fachberater; will man Widersprüche und mögliche Fehler klären, kann die gesamte Wissenschaftsliteratur als Quelle dienen; und will man ein Wörterbuch ganz systematisch um neue Begriffe erweitern, erscheint mir die nützlichste „Quelle“ der Lexikographen (ein wenig wie bei den Ethnologen) die sorgfältige Beobachtung des zu bearbeitenden Wissensgebiets.

Wer ein Wörterbuch schreibt, sollte deshalb viel lesen und zuhören — so viel er nur kann. Sein Buch aber wird er nur ganz allmählich ergänzen, denn es kann sonst, bei unkontrolliertem Wachstum, sehr leicht „explodieren“, seinen Zusammenhang, seine innere Logik verlieren. Neue Begriffe müssen im Wörterbuch nicht immer gleich als neue Einzeleinträge erscheinen, sondern es kann sinnvoller sein, zunächst die

vorhandenen Texte um den neuen Begriff zu erweitern, zum Beispiel, indem man ein Wort, einen Halbsatz einfügt oder eine Aufzählung ergänzt. Der neue Eintrag zu einem Begriff ist meistens recht zügig verfasst - viel schwieriger ist es dagegen, den neuen Begriff tatsächlich in das vorhandene Ganze zu integrieren.

*M. B.: Inwiefern „profitiert“ ein Wörterbuch von schon vorhandenen Wörterbüchern?*

**C. Z.:** Alle schon vorhandenen Wörterbücher sind für Lexikographen wichtige Quellen, es wäre geradezu fahrlässig, sie nicht zu berücksichtigen! — Eine ganz andere Frage ist, ob man aus diesen älteren Büchern dann tatsächlich abschreiben sollte. Denn einerseits lebt die Lexikographie vom kreativen Abschreiben, und es ist in ihr —anders als sonst in der Wissenschaftsliteratur— durchaus üblich, besonders treffende Formulierungen von Kollegen recht freizügig zu übernehmen. Solange sich solche Anleihen auf einzelne Zeilen beschränken, wird niemand daraus einen Vorwurf machen — aber andererseits eigenen sich fremde Texte doch fast nie für das eigene Buch. Man schreibt es ja immerhin zu einem Zweck, den andere Bücher noch nicht erfüllen, und so müssen Texte aus fremden Werken fast immer umformuliert, gekürzt oder ergänzt werden, bis sie zum übrigen Buch und seiner spezifischen Absicht passen.

Im Prinzip wäre ein systematischer Abgleich mit vorhandenen Wörterbüchern die beste Methode, um Lücken im eigenen Buch zu erkennen, die eigenen „blinden Flecken“ oder auch unbemerkt wuchernde eigene Hobbys. Beim „Klinischen Wörterbuch“ hatten wir dafür leider nie die nötige Zeit, wir lasen in „der Konkurrenz“ nur in konkreten Einzelfällen. Aber bei einem später verfassten Buch aus der Psychembel-Reihe —beim 2002 erschienenen „Wörterbuch Sexualität“ — stand ein solcher Abgleich vorhandener Wörterbücher am Anfang: Dieses sexualwissenschaftliche Buch ging weit über meine medizinische Sachkompetenz hinaus, und so stand am Anfang der Arbeit eine große Kartei mit sortierten Einzeltexten — eine Synopse von gut einem Dutzend ganz unterschiedlich gewichtender Wörterbücher zu Sexualität, Erotik und Liebe.

Ein verblüffendes erstes Ergebnis dieser Gesamtschau war die geringe Übereinstimmung der Stichwortbestände: Welche Begriffe die jeweiligen Autoren für relevant genug hielten, um sie aufzunehmen, war höchst verschieden und zeigte mir noch einmal eindrucksvoll die Bedeutung der „subjektiven Seite“ der Lexikographie. Wir erarbeiteten deshalb zunächst durch einfache Addition der verschiedenen Stichwortbestände eine sehr lange Liste möglicher Stichwörter und begannen sie dann systematisch zu ordnen. Längst nicht alle gefundenen Begriffe wurden später zu Einträgen in unserem Buch, und zahlreiche weitere Begriffe, die keines der früheren Bücher verzeichnet hatte, waren für unseren Plan zusätzlich nötig. Das Verfahren war zeitraubend und umständlich, aber ich denke, der umfassende Rückgriff auf frühere Wörterbücher war nötig, um das komplexe, vielschichtige Thema „Sexualität“ weitgehend ohne

eigene blinde Flecken zu beschreiben.

*M. B.: Wie lange dauert es, ein völlig neues Wörterbuch zu verfassen? Und inwiefern hat der Lexikograph die Freiheit, Inhalte zu wählen und über die Länge der Einträge zu entscheiden?*

**C. Z.:** Ein neues Wörterbuch zu verfassen dauert wohl immer länger, als man am Beginn der Arbeit vermutet! Das ist zwar unter Kostengesichtspunkten nicht schön, liegt aber in der Natur der Sache, denn erst während man ein Thema bearbeitet, erkennt man allmählich seine spezifischen Schwierigkeiten.

Für Überarbeitungen schon vorhandener Wörterbücher, wie zum Beispiel des „Klinischen Wörterbuchs“, erscheint mir ein Zeitraum von zwei bis drei Jahren das Minimum, denn wie schon gesagt: Ein Wörterbuch wird nicht dadurch schon „aktuell“, dass man möglichst viele neue Texte hineinstopft, sondern man muss es —wie einen Motor oder ein anderes Werkzeug— in regelmäßigen Abständen komplett in seine Einzelteile zerlegen, muss seine Stichwörter in kleine thematische Einheiten ordnen und sorgfältig prüfen, ob sie noch erforderlich sind, ob ihr innerer Zusammenhang noch stimmt und ob sie die Forderung nach Gleichmäßigkeit und Vorhersehbarkeit der Information noch erfüllen. Nur auf diesem —zugegeben umständlichen— Weg sind veraltete Begriffe sicher zu finden, und nur so bekommen neue Begriffe im Ganzen des Buchs den passenden Platz.

Es ist aber, wie ich finde, auch nicht weiter schlimm, sich bei Überarbeitungen Zeit zu lassen. Wörterbücher sind keine Tageszeitungen, und niemand wird ernsthaft verlangen, dass sie ein neues Thema wie „Schweinegrippe“ oder „EHEC“ (2011) sofort enthalten. Wenn jemand Fragen zu so aktuellen Begriffen hat, wird er im Internet ohnehin bessere Antworten finden, während für ein klinisches Wörterbuch das Auftreten eines neuen Erregertyps viel eher Anlass sein kann, alle möglichen anderen Stellen kritisch zu prüfen: zum Beispiel den allgemeinen Eintrag zu den Erregern zu ergänzen oder die Einträge zu Pandemie, Quarantäne, Mundschutz, Impfstoffentwicklung, antivirale Stoffe und andere mehr.

Und zum zweiten Teil Ihrer Frage: Die Ausführlichkeit der Beschreibung sollte direkter Ausdruck der Bedeutung sein, die ein Sachverhalt im beschriebenen Wissensgebiet hat, das heißt zum Beispiel, ein Text zu „Schwangerschaft“ wird sehr verschieden ausführlich sein, je nachdem, ob es sich um ein klinisches Wörterbuch handelt (dann relativ kurz), um ein Wörterbuch zur Sexualität (dann deutlich länger) oder um ein Wörterbuch der Gynäkologie und Geburtshilfe (dann ist dies einer der längsten Einträge im Buch). Auch hier führt natürlich, wie oft in der Lexikographie, kein Weg an der subjektiven Bewertung vorbei, und doch sind solche Entscheidungen sehr bedeutsam für das entstehende Ganze des Buchs.

*M. B.: Stellen elektronische Wörterbücher durch ihre fast unbegrenzte Größe einen Vorteil dar?*

**C. Z.:** Nicht unbedingt, denn ein längeres Wörterbuch ist nicht automatisch auch besser! Die Beschränkung des Umfangs, der gedruckte Bücher stets unterliegen, hat längst nicht nur Nachteile, sondern sie bildet bei wissenschaftlichen Wörterbüchern auch eine Voraussetzung für gute Qualität: Der Zwang zu kurzen Formulierungen führt nach meiner Erfahrung immer zu schöneren und sehr oft zu nützlicheren Texten — das habe ich gegen Ende der ersten Neubearbeitung des „Klinischen Wörterbuchs“ gründlich gelernt: Wir sollten damals einerseits eine klare Obergrenze von 2000 Seiten einhalten, hatten aber andererseits keine technische Möglichkeit, den Umfang unserer Texte im voraus schon abzuschätzen.

Unsere Texte waren natürlich am Ende um rund ein Sechstel zu lang, und so saß ich zusammen mit einem Kollegen für mehrere Wochen über den Fahnen und „vernichtete“ täglich etwa 6 Seiten Wörterbuchtexte: ganze Stichwörter, aber vor allem einzelne Absätze oder Zeilen, Wörter oder Wortteile — jedenfalls lauter Stücke, die wir bis dahin für „gut“ erachtet hatten, für „sinnvoll“ im Rahmen unseres Buchs. Ohne den äußeren Zwang hätten wir uns diese mühsame Arbeit bestimmt nicht gemacht — aber schon bald empfanden wir es als sehr befreiend, noch einmal neu überlegen zu können, welche Texte wir tatsächlich wichtig fanden, und stellten überrascht fest, wie viele Texte wir kürzen konnten, indem wir sie neu formulierten. Nach dieser Streichung von rund 400 Seiten fehlte dem Buch keine Zeile, die es unbedingt hätte behalten sollen — aber es hatte erheblich gewonnen an Klarheit der Darstellung und an Praxisbezug.

Professor Pschyrembel hatte in den 1970er Jahren einen ähnlichen Gedanken, mit rotem Stift, auf dem Vorsatzblatt eines Arbeitsexemplars notiert, das ich seither aufbewahre: „Überlänge tötet die Leselust! Selbst Goethe wird durch Kürzung noch besser!“ Wie es sich mit Goethe verhält, weiß ich nicht — aber bei Wörterbüchern halte ich diese Regel für sehr bedeutsam: Der fast unbegrenzte Platz, den elektronische Medien bieten, ist nur von Vorteil, soweit es um Sammlungen einzelner Informationen geht; Wörterbücher aber sollen neben Informationen vor allem Verständnis für ein Wissensgebiet vermitteln — und dazu muss sich die Information, die sie bieten, auf einen für menschliche Hirne überschaubaren Ausschnitt beschränken.

**M. B.:** *Die modernen Technologien haben, gegenüber der früheren einzigen Wahl des Papierdrucks, die Vorteile der Elektronik und der audiovisuellen Datenträger. Somit wird die Leistungsfähigkeit des Wörterbuches als Werkzeug erhöht. Ist ein und dasselbe Wörterbuch besser in elektronischer Form als auf Papier?*

**C. Z.:** So allgemein lässt sich diese Frage wohl nicht beantworten, denn auch bei gleichem Inhalt ist ein gedrucktes — ein „analoges“ — Wörterbuch nicht dasselbe wie seine elektronisch gespeicherte Fassung, das „digitale“ Wörterbuch. Sie unterscheiden sich so grundsätzlich und vielfältig, dass ich jede Diskussion darüber, ob das eine das andere einmal ersetzen könnte, für unnötig halte: Je nach Anwendung ist einmal die eine, einmal die andere Form nützlicher — aber die digitale ist der analogen längst nicht immer überlegen!

Dieses Thema beschäftigt uns Büchermacher nun seit fast zwanzig Jahren sehr intensiv, und es gäbe natürlich vieles dazu zu sagen — aber hier nur soviel: Ich habe den Eindruck, in den meisten Wörterbuchredaktionen ist die erste Begeisterung über die neue Technik inzwischen der Auffassung gewichen, lieber auch künftig gedruckte Bücher zu produzieren. Der Mensch ist nun einmal kein digitales Wesen, er denkt und lernt nicht nur digital — mit seinem Verstand —, sondern immer zugleich auch analog — indem er fühlt, riecht und sich bewegt, während er liest. Deshalb verwendet der Mensch zum Verstehen und Lernen in vielen Fällen vernünftigerweise auch Bücher, die er anfassen, blättern, beschreiben und zur Not einmal an die Wand werfen kann.

Bestimmt sind digitale Wörterbücher manchmal gegenüber den analogen im Vorteil: Ich sehe ein, dass Übersetzer es schätzen, wenn sie nicht mehrere Wörterbücher zugleich auf dem Tisch herumschieben und blättern müssen, und ich gebe zu, dass Audio- oder Videosequenzen das Verständnis medizinischer Sachverhalte mitunter verbessern. Auch ist es — bei online verfügbaren Wörterbüchern — natürlich sehr faszinierend, vom eigenen Stichwortbestand auf andere Quellen im Internet weiter zu verweisen. Es werden im Internet ganz hervorragende wissenschaftliche Datensammlungen angeboten, und man könnte auch ein klinisches Wörterbuch viel kürzer fassen und zugleich nützlicher machen, indem man von eigenen Texten auf solche Quellen verweist.

**M. B.:** *Was halten Sie denn von Experimenten wie Wikipedia?*

**C. Z.:** Wikipedia ist ein sehr interessantes Experiment, ich benütze es täglich, um mir selbst alle möglichen Fragen rasch zu beantworten. Aber Wikipedia wählt einen genau umgekehrten Ansatz als die Lexikographie, denn es akkumuliert als „verfügbares Wissen“ die Summe des vorhandenen Wissens der Beitragenden. Dabei wählt Wikipedia praktisch so gut wie nicht aus und wirft kaum einen Satz in den virtuellen Papierkorb. Während Wörterbücher sich darauf beschränken, was aus Sicht der Verfasser „zu wissen wichtig“ erscheint, versammelt Wikipedia, was seinen Autoren zu einem Sachverhalt „zu sagen wichtig“ ist — das aber muss nicht unbedingt dem entsprechen, was andere dazu gerne hören möchten. Was das praktisch bedeutet, können Sie ganz einfach sehen, indem Sie die Wikipedia-Texte zu einem beliebigen Stichwort in mehreren Sprachen vergleichen: Die Artikel sind oft erstaunlich verschieden, ganz ohne „falsch“ zu sein, und so ist bei Wikipedia eben nie wirklich vorhersehbar, welche Art Informationen man findet.

Projekte wie Wikipedia sind deshalb zweifellos nützlich, sie sind aber weder Konkurrenz noch Ersatz für wissenschaftliche Wörterbücher. Deren Funktion ist, wie gesagt, Wissen nicht nur zu verzeichnen, sondern auch zu bewerten und einzuordnen. Dies kann eine Sammlung von Texten aber wohl nur erfüllen, wenn sie sich in ihrem Umfang so weit beschränkt, dass ihre Bearbeiter immer den sicheren Überblick über das ganze Werk behalten.

**M. B.:** *Sie stehen also der Informatik in der Lexikographie eher skeptisch gegenüber?*

**C. Z.:** Natürlich bedeutet es einen großen Gewinn — vor allem an Zeit —, beim Verfassen von Wörterbüchern mit Datenbanken zu arbeiten und nicht mehr mit großen Karteien — obwohl gerade diese, wie ich finde, den unschlagbaren Vorteil hatten, in jeder Phase der Arbeit ein handgreifliches, fühlbares Abbild der entstehenden Bücher zu sein. Auch der einfache Zugang über das Internet zu allen möglichen Quellen beschleunigt das Auffinden von Informationen enorm und ersetzt oft den Besuch „analoger“ Fachbibliotheken. Zudem erlaubt das Internet eine weltweite Verbreitung auch sehr spezieller Werke, die in gedruckter Form unbezahlbar oder zu rasch veraltet wären. Ein solches Online-Wörterbuch, das ich sehr bewundere, betreibt schon seit Jahren von Manila aus der Biochemiker Horst Ibelgaufs, der unendlich fleißig und sehr überlegt die verwirrende Begriffswelt der Zytokin-Forschung erklärt (<[www.copewithcytokines.de](http://www.copewithcytokines.de)>). Es gibt weitere ähnlich interessante Produkte, und es gibt natürlich die großen staatlich geförderten Datensammlungen, sie alle sind eine Bereicherung und ihre Bedeutung wird wachsen. — Nur zwei ganz grundsätzliche Sorgen beschäftigen mich, und wie berechtigt sie sind, wird erst die Zukunft erweisen:

Die eine Sorge ist, dass digitale Wörterbücher nur auf den ersten Blick kostengünstiger und ökologischer sein könnten. Bei analogen Büchern ist das Verhältnis zwischen Umfang und Kosten, Aufwand und Nutzen, leicht zu erkennen, denn jede Zeile kostet Druckfarben und Papier, jedes Buch verursacht Kosten und wird dann verkauft oder bleibt liegen. Bei digitalen Büchern dagegen entsteht leicht der Eindruck, sie seien fast kostenlos zu verbreiten, und man übersieht, was sie dennoch bedeuten: einen Verbrauch an Endgeräten, an Serverleistung, an Energie, an Metallressourcen, an Erdöl, und letztlich einen Zuwachs an Schrott. Ich finde, diese ganz analoge Seite der digitalen Welt hat bisher in unseren Einschätzungen noch zu wenig Gewicht: Jede einzelne Abfrage bei „Google“ setzt, je nach Schätzung, zwischen 0,2 und 10 g CO<sub>2</sub> zusätzlich frei — also in jedem Fall mehr als „nichts“. Papier bindet dagegen sogar CO<sub>2</sub>, es kann mehrfach verwendet und zum Schluss kompostiert werden.

Ich halte deshalb auch beim Vorhalten elektronischer Information sparsames Wirtschaften für geboten und sehe, zum Beispiel, mit Sorge, wie auf Internet-Seiten zu Gesundheitsthemen immer häufiger auch „Glossare“ und „Lexika“ wuchern, die sich dann bei jeder passenden Google-Abfrage zu Dutzenden mit fast wortgleichen „Definitionen“ von drei bis fünf Zeilen melden, und die doch beim Lesen den Eindruck

vermitteln, nur Daten-Roboter hätten sie zusammengestellt. Mich stört beim lexikographischen Surfen im Internet sehr, dass dort auch reichlich „Wörterbuch-Müll“ zu treiben beginnt.

Und eine zweite Sorge ist, dass die digitalen Medien unseren Wörterbüchern ein rascheres Wachstum erlauben, als wir später zu pflegen vermögen. Anders als analoge Bücher verleiten digitale Inhalte dazu, sie für zeitlos zu halten, und so erfordert es hohe Aufmerksamkeit, um sie auch langfristig „richtig, schön und nützlich“ zu halten. Wörterbücher sind in dieser Hinsicht wie Gärten: Pflanzte man mehr hinein, als man später pflegen kann, verirrt man sich bald im Gestrüpp. Für das meiste Wissen genügt es nicht, es einmal zu beschreiben, sondern jede Benennung und jede Erklärung ist immer wieder von Neuem zu prüfen und dann soweit nötig zu ändern. Die vergleichsweise einfache Herstellbarkeit digitaler Wörterbücher wird wohl leider auch dazu führen, dass neben gepflegten Informationen immer mehr virtuelle Rumpelkammern und Datenfriedhöfe zu finden sein werden.

**M. B.:** *Eine letzte Frage: hat auch der Lexikograph, beim Betrachten seiner Arbeit einige Zeit später, den Eindruck „das hätten wir viel besser machen können“?*

**C. Z.:** Ja, natürlich, und ich würde fast sagen: hoffentlich! Wörterbücher sind „wie das Leben“ — und hoffentlich lernt man auch beim Wörterbuchschreiben von einem Versuch zum nächsten dazu. Mir fallen meistens schon während des Umbruchs einzelne Stellen im eigentlich fertigen Wörterbuch auf, die ich gerne noch ändern würde, und wo dies nicht mehr geht, notiere ich mir den Gedanken — für „die nächste Auflage“, wann immer sie sei. Zugleich finde ich das bewusste Unterbrechen der Arbeiten an einem Wörterbuch, wie es früher durch Neuauflagen gegeben war, sehr nützlich, um Abstand zu gewinnen und neu nachzudenken. Ich vermute deshalb, auch digitale Wörterbücher sollten nicht dauernd gepflegt und verändert werden, sondern sie werden lieber, wie analoge, von Zeit zu Zeit für „fertig“ erklärt und dann eine Weile in Ruhe gelassen. Das erfordert von ihren Verfassern, wie das „Wegwerfen“, Mut — den Mut, Unzulänglichkeit zu ertragen, Kritik zu erlauben, und vor allem den „Mut zur Lücke“: Mut, einmal keine Antwort zu wissen!

**M. B.:** *Herr Zink, ich danke Ihnen herzlich für dieses Gespräch!*

